Ukraine Aktuell.

Nr. 9 Neujahr I 2026

Weihnachtsengel von Oksana Drachkovska

LIEBE FREUNDE!

Das fünfte Jahr des Krieges beginnt und es wird immer schwieriger etwas zu schreiben. Doch eine Sache bleibt und wächst mit Sicherheit: die Dankbarkeit für alles, was Sie getan haben!

So möchten wir am Beginn des Neuen Jahren mit aller herzlichsten Wünschen auch die tiefe Dankbarkeit aussprechen! Ohne Sie wären die Winter noch kälter und

dunkler und die Kinder hätten weniger Grund zum Lachen. So hatten wir im letzten Jahr viele große Pakete mit warmer Kleidung aus Berlin und Umgebung in die Ukraine geschickt, auch unzählige Kerzen, oder auch Wachs, damit es in dunklen Stunden nicht so finster wird. Die Kinder aus der kleinen Waldorfschule in Horodenka freuten sich nicht nur über die Kleider, Spiele und Süßigkeiten, aber auch über die Blockflöten, Gitarre, Geige, Papier, Pinsel und Farben. Auch dafür einen herzlichen Dank! Die Waisenkinder, die in Luzk mit der Malerin Tatyana Myalkovska so wichtige Erholungstage mit Maltherapie, Musiktherapie und Traumatherapie verbringen dürfen, freuten sich auch über warme Kleider und Malsachen. Über die warmen Kleider waren auch viele Kinder in Krankenhäuser in Dnipro glücklich.

Gerade bekam ich ein kleines Päckchen als Dankeschön für die Unterstützung aus der Waldorfschule Sophia und Waldorfschule Borysfen in Kyjiw. Dieser Dank geht an Sie alle!

Wir unterstützen hin und wieder auch einzelne Familien, die ihr Zuhause im Osten der Ukraine verlassen und im Westen des Landes ihr Leben von neu ergreifen mussten. Sie brauchen zum Beispiel Unterstützung für das Schulgeld in der Waldorfschule, oder für Holz zum Heizen; manchmal ist es aber auch medizinische Unterstützung.

Finanzielle Unterstützung bekamen im letzten Jahr auch einige ukrainische Künstler: Malerinnen und Maler, Schriftsteller und Musiker. Sie haben es besonders hart. Für manche organisierten wir die Ausstellungen, für andere spendetet Geld für die medizinische Versorgung, für die dritten war die Hilfe notwendig, um in der Kälte und ohne Strom zu überleben.

Unterstützung brauchen auch ukrainische Jugendliche, damit sie zu unseren Tagungen fahren können, da es für sie oft die einzige Möglichkeit ist in einer friedvollen Umgebung mit anderen gleichartigen zu sein, zu singen, zu spielen, zu tanzen, auch zu lachen. Nur beim lauten Klatschen wird es für sie schwierig. Auf solche Geräusche reagiert ihr Körper mit Schrecken.

Die Bücher werden immer noch sehr gerne als Geschenk angenommen. Bücher braucht man in schweren Zeiten mehr denn jäh. Aber auch die Übersetzung und Herausgeben der wichtigen pädagogischen und anthroposophischen Werke, wie „Die Allgemeine Menschenkunde“ können wir, dank Ihrer Hilfe unterstützen.

Besonders möchte ich unserer Berliner Gemeinde danken, die viel Gutes dazu beiträgt, dass ukrainische Menschen ein wenig Heimatgefühl bei uns haben dürfen. Aber ich höre es von vielen Gemeinden auch. Danke, liebe Gemeinden, weltweit!

Wir unterstützen auch gelegentlich Hilfsorganisationen in denen unsere Freunde arbeiten, oder von unseren Freunden gegründet wurden. Diese Organisationen sorgen dafür, dass Menschen in Not Brot, Wasser, Essen haben können. In dem Bericht von Minka Maier, einer jungen Waldorflehrerin aus Deutschland, die zurzeit in Kyjiw lebt und arbeitet, werden sie von „Muraschky" (Armeisen) mehr erfahren.
Von unseren ukrainischen Kollegen möchte ich auch herzlich Grüßen: die Arbeit in Kyjiw von Tetiana Nechytailo wird durch die Bilder sichtbar, und aus Odessa bekommen Sie einen Bericht von Andrej Ziltsov.
So möchte ich Am Ende von dem Neujahrsgruß noch mal herzlich Danken für Ihre warme Gedanken, Gebete, finanzielle Unterstützung! Und gleich wie klein diese Unterstützung in Ihren Augen sein mag, es bewirkt Großes: Sie geben den Menschen Hoffnung. Sie lassen die Freunde in Not fühlen: Du bist nicht allen.

Einen friedvollen und lichtvollen Neuen Jahr wünscht
EUCH UND IHNEN EURE YAROSLAVA BLACK UND IHR BEN BLACK

IM FRIEDEN STEHEN

Frieden! In der Ukraine ist es zwar ein bekanntes Wort, aber ein fast vergessener Zustand. Die Dauer des Krieges wird inzwischen nach Jahren gezählt – es ist schon das vierte Jahr – und wir können kaum mehr erinnern, wie es sich anfühlte, als er noch nach Tagen, Wochen oder Monaten gezählt wurde. Die Zeit vergeht schnell und der Kriegszustand ist unser »normales Leben« geworden.
Friede wird ersehnt, aber die meisten in der Ukraine haben sich abgewöhnt, die Hoffnung auf irgendwelche konkreten Aussichten zu stützen: »nach den Wahlen in den USA«, »nach einer neuen Waffenlieferung«, »nach den ganz strengen Sanktionen«, »nach den Verhandlungen von XY«. Nach vielen unerfüllten Versprechungen ist es innerlich noch schlimmer als zuvor und vor allem ist Hoffnung noch kein Friede. Denn Hoffnung lebt von der Zukunft her und Friede ist ein Gegenwartszustand. Man spricht viel vom Frieden heute in der Politik. Und die

Regierung bemüht sich redlich darum, Frieden als einen dauerhafter »Zustand ohne Krieg« zu erreichen. Möge er bald kommen! Wirklicher Friede ist aber mehr als »Zustand ohne Krieg«.

»Es sieht alles so friedlich bei Euch aus«, sagte Bertolt Hellebrand, einer meiner Kollegen und Freunde, als er vor einigen Monaten für fünf Tage mit einem Kurs am Proseminar in Odesa weilte. Wir saßen in einem Café und hatten thailändisches Mittagessen bestellt. Und in dem kleinen Restaurant waren viele Besucher, die gleich uns ihr Mittagessen genossen. Draußen schien die Sonne und es waren viele Fußgänger zu sehen, die friedlich und ohne Hast ihres Weges gingen. Man konnte kaum glauben, dass Odesa Kriegsgebiet ist. Ich versuchte, dem Kollegen zu erklären, dass es dort auch ganz anders aussehen kann: Man wacht in der Nacht von einem ununterbrochenen Summen, Brummen, Dröhnen, Surren, Beben und/oder Explodieren auf. Die meisten Geräusche sind ohrenbetäubend laut und schon das wirkt verwirrend. Aber diese Geräusche bringen auch die ganz konkrete Gefahr mit sich – die Möglichkeit von Zerstörung, Verletzung und Tod. Dieses Bild der Stadt ist alles andere als friedlich! Die Menschen hier haben ziemlich gut gelernt, am Geräusch zu unterscheiden, was da oben fliegt. Jeder versucht innerlich abzuspüren, ob das Geräusch eine konkrete Gefahr bringt oder ob etwas »nur« vorbeifliegt. Die Angriffe können mehrere Tage oder Wochen andauern und dann wieder für Tage, oder gar Wochen aussetzen. Und man weiß nie, wann es anfängt und wann es aufhört. Man kann versuchen, in verschiedenen Chats und Kanälen zu verfolgen, wo etwas fliegt und wohin es zielt. Die Kriegstechnik entwickelt sich rasant! Aber es heißt auch, dass die Flugkörper jederzeit die Richtung ändern können.

Dann sage ich zu meinem Kollegen, dass der Krieg bei den Menschen – so friedlich sie auch aussehen mögen – nicht ohne Wirkung auf das Innere bleibt. Die Gefahr, ja schon die Erwartung der Gefahr wühlt das Innere auf. Es gibt sehr viele traumatisierte Menschen und das Trauma äußert sich sehr unterschiedlich. Es kann sich als »bloßes« Herzklopfen zeigen, als Atembeschwerden, als Muskelverkrampfung, als… . Manche Menschen erleben im ganzen Leib schon bei der Andeutung von Gefahr eine eisige Kälte. Die Kinder sind nach dem Luftalarm und Luftbunkeraufenthalt nicht mehr einfach zu beruhigen. Was als erstes auffällt: Alle sind nach so vielen Jahren sehr tief erschöpft! Das ist das Eigentümliche dieses Krieges: Er hat nicht nur äußere Ziele – Militärstützpunkte oder die Waffen des Gegners, Energieobjekte, Wasserdämme und Logistik-Linien – dieser Krieg hat als Ziel das menschliche Innere. Die Menschen werden in ihrem Inneren angegriffen entweder durch unmittelbare Gefahr, durch die Erwartung einer Gefahr oder durch die Sorgen um Freunde und Verwandte, die in Gefahr sind. Es war eine klare Aussage der Angreifer, schon vor Kriegsbeginn, sinngemäß gesagt: Auch wenn wir euch nicht besiegen, werden wir über euch eine

Atmosphäre der Angst und des Schreckens in einem solchen Maß verbreiten, dass ihr schon dadurch verenden werdet. Dieses Ziel ist zum Glück bei Weitem noch nicht erreicht, aber es gibt sehr viel Leid, Not und Unfrieden. Das Bewusstsein für die Gefahr ist entweder schon lange vorhanden, oder es wird ständig neu geweckt. Es gab keinen einzigen Tag während der Kriegsjahre ohne Luftalarm. Ob der Angriff danach kam oder nicht – das Innere war bereits angegriffen. Und alle Menschen in der Ukraine müssen lernen, mit dem Krieg gegen das Innere umzugehen. Jeder sucht auf seine Art den inneren Frieden. Das geht nicht ohne eigene Aktivität: Man muss den äußeren Gefahren und Sorgen innerlich etwas entgegensetzen. Wie geht das? Es bleibt zum Teil auch ein Geheimnis, woher die Kraft der Ruhe oder des inneren Friedens kommt. Was aber klar ist: Sie kann nur errungen werden!

Zwei Beispiele dafür: Einer der Freiwilligen, der an der Frontlinie verschiedene Aufgaben zu erfüllen hat, sagte mit einem Lächeln, aber durchaus ernst: »Bevor du Angst bekommst, musst du es schaffen, an etwas Fröhliches oder gar Lustiges zu denken. Am besten sagst du es auch gleich den Umstehenden, sogar in den schlimmsten Situationen!«. Ob das dann immer gelingt, hat er nicht erzählt, aber es geht um die Bemühung: Nicht zulassen, dass die Angst zum Herrn deiner Seele wird! Buddha soll einmal zu seinen Jüngern gesagt haben: Selbst in Todesgefahr darfst du nicht unterlassen, das Schöne in deiner Umgebung zu bewundern. Das geht scheinbar auch durch Humor. Wichtig scheint mir zu sein, dass man in der Gefahr die eigene Aufmerksamkeit von nichts anderem als vom eigenen Ich lenken zu lässt. Und das kann Wunder bewirken! Das Innere darf nicht abhängig vom Äußeren sein. Wach zu bleiben für das, was um mich herum passiert, aber auch dem Wahrgenommenen nicht zu verfallen, sondern selbst entscheiden, wie ich reagiere. Das hilft nicht nur an die Frontlinie, sondern überall, wo Gefahr entsteht und besteht. Wenn das Ich der Herr der Seele wird, hält Friede Einzug in die Seele. Sogar in den »Zuständen ohne Krieg« ist diese Fähigkeit hilfreich, aber im Krieg ist sie lebensrettend!
Eine andere Situation: Eine Frau aus Kyiv – Natalia – hat ziemlich am Anfang des Krieges erfahren, dass ihr Bruder in Gefangenschaft geraten ist. Sie hat nur angedeutet, wie viel Leid das für sie bedeutet hat: Nicht zu wissen, wo und wie er ist, nicht zu wissen, ob er gerade leidet oder hungert, ob er lebt oder nicht. Aber sie wollte nicht untätig bleiben und hat aus ihrer Not heraus angefangen, etwas für ihren Bruder zu machen. Sie hat zunächst einige Frauen gefunden, die in einer ähnlichen Situation waren. Daraus hat sich eine Gruppe von Müttern, Schwestern, Frauen und Töchtern gebildet, die alles darangesetzt hat, ihre Liebsten zu befreien. Damals schien es zunächst aussichtslos zu sein, denn es waren noch kaum offizielle Strukturen vorhanden, die in dieser Richtung arbeiteten. Aber die Frauen haben damit begonnen, überall wo sie konnten Bewusstsein für ihre Not zu wecken. Sie haben ein Netzwerk von Notleidenden gebildet und haben es letztendlich geschafft, die

höchsten Verantwortlichen im Land und in der ganzen Welt – unter anderem den Papst – zu erreichen. Das hat Früchte getragen und nach vielen sehr langen Monaten der Unwissenheit und Sorge geschah das, was zunächst unmöglich schien: Die ersten Gefangenen kamen nach Hause und einer davon war der Bruder von Natalia. Die Ereignisse und die Leiden des Krieges überrollen die Menschen und gehen weit über die persönlichen Kräfte und Möglichkeiten hinaus. Man fühlt sich ausgeliefert und machtlos. Dem unmenschlichen und übermächtigen Geschehen etwas entgegenzusetzen, scheint aussichtslos. Dennoch: Nur nicht untätig sein! Man beginnt, etwas zu tun; man versucht, zu helfen wo man kann; man sucht und findet Gleichgesinnte – und man unterstützt sich gegenseitig. Anders gesagt: Man fängt an zu gehen und im Gehen entsteht der Weg! Und das bringt nicht nur Früchte, sondern auch Friede. Der Bruder von Natalia kam zurück, aber sie macht weiter. Sie verlässt ihre Freundinnen nicht, die ihre Liebsten noch in Gefangenschaft wissen. Das Netz der Gleichgesinnten bleibt bestehen und durch solche Netze der Menschen, die guten Willens sind, kann und wird auch der Friede kommen. Friede entsteht zunächst im Inneren. Er entsteht zunächst als Akzeptanz des Lebens, mit seinen Nöten, mit seinen Leiden und mit dem Tod. Dieses Akzeptieren wird von dem Bewusstsein gehindert, dass diese Nöte, Leiden und der Tod von den Menschen, von den Angreifern verursacht wird. Das alles kann die Menschen in Ohnmacht stürzen. Das einzige Hilfsmittel in dieser Lage ist, einen Bereich zu finden, in dem ich als Mensch wach, aktiv und tätig sein. Der Friede will aktiv erreicht werden!

Auf unserer Herbstreise durch Mitteleuropa konnte meine Frau ein paar Mal in einem Chor mitsingen. Als bekannt wurde, dass wir aus der Ukraine sind, sagte eine Mitsängerin: »Aber Ihr wohnt jetzt bestimmt nicht dort!? Ihr wohnt woanders?« »Nein wir wohnen auch jetzt dort und sind vor einigen Tagen aus Odesa gekommen und werden bald dahin zurückgehen.« »Aber das ist doch unmöglich! Wie geht das? Ihr solltet das Land verlassen!« »Mein Mann ist Priester …« Erstes Aha-Erlebnis bei der Gesprächspartnerin … »… und ich bin eine Therapeutin.« »Ach so …«. Für die Frau schien damit alles geklärt zu sein. Was ihr genau klar geworden ist, hat sie nicht gesagt und man ging zu anderen Themen über. Heute scheint es soweit gekommen

zu sein, dass einem auch das Reden über den Krieg, der anderswo geführt wird, den inneren Frieden raubt. In der Ukraine leben derzeit Millionen Menschen, die allermeisten sind weder Priester noch Therapeuten – und sie leben trotzdem weiter! Ich denke, dass viele Menschen eine Ahnung davon haben, dass die Antwort auf die Frage nach Krieg und Frieden eine geistige Dimension hat. Die Frage nach dem Frieden – sei er äußerlich oder innerlich – hat mit der Frage nach der Beziehung zur geistigen Welt zu tun.
Fragt man die Menschen auf der Straße, warum sie im Land bleiben, kommen alltägliche Antworten: »Es ist mein Land, ich will es in dieser Not nicht verlassen«. »Dies ist meine Stadt und hier will ich leben«. »Ich kann es nicht genau sagen, aber ich bleibe ...«. »... hier ist meine Familie, Freunde, mein Beruf«. »Ich will schützen, pflegen, helfen«. Kaum einer spricht das Wort »Schicksal« oder gar »Karma« aus. Die Menschen haben aber im tiefsten Inneren, auch wenn sie es nicht nennen, ein Gefühl für das Schicksal. Ein Gefühl für den Ort, für die Aufgabe und für die Menschen, mit denen sie zusammengehören. Das Gefühl, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Fühlt man diese Verbundenheit mit dem eigenen Schicksal, kann man trotz Ängste, Sorgen und Gefahren im inneren Frieden stehen. Denn es geht dabei – ob es die Menschen wissen oder nicht – um die Verbundenheit mit dem Christus. Er ist derjenige, der über unser Schicksal waltet und der uns »seinen Frieden« gibt, wie es in Johannes 14 heißt. Die Gemeinde in Odesa bleibt in dieser Zeit der Ort, an dem Menschen diese Verbundenheit mit dem Schicksal und mit dem Christus bewusst suchen. Dies geschieht in den Evangelien- und Gesprächskreisen, die wöchentlich stattfinden; in den Gebetswachen, die wir regelmäßig und zu verschiedenen Anlässen – seien es Kriegsereignisse oder persönliche Nöte – pflegen; in der Kunst – wir singen viel, machen Eurythmie und verschiedene künstlerische Meisterklassen; in der Arbeit der Proseminare – wir haben zwei: präsent in Odesa und online für die Ukrainer, die in alle Welt verstreut sind; in den Begegnungen und in den Aktivitäten, wo die Menschen helfen, wo sie können..

Der Altar ist und bleibt das Zentrum all dieser Tätigkeiten. Wir fühlen, dass hier uns immer neu die Kräfte für das Leben geschenkt werden. Von dort aus, davon sind wir überzeugt, strömen geistige Friedenskräfte mit jeder Menschenweihehandlung in die Welt hinaus.

ANDREJ ZILTSOV

FREIWILLIGENARBEIT IN DER UKRAINE

Ich habe die kleine Hausaufgabe bekommen, über mein Leben und meine Arbeit in der Ukraine zu schreiben. Ich fühle mich geehrt, doch nun sitze ich hier und kämpfe

einen schweren Kampf mit Worten, die einfach nicht so recht fließen wollen. Ich habe einfach keine Begriffe, die stark genug sind, um die Wucht der nächtlichen Explosionen zu vermitteln, die existenzielle Angst, die mich manchmal erfasst, wenn ich das Geräusch eines herannahenden Iskander-Marschflugkörpers über mir höre. Ich kann die Müdigkeit nicht in Worte fassen, die ich nach langen schlaflosen Nächten empfinde auf die ein Tag folgt, der mit seinen Herausforderungen bewältigt werden möchte. Die heiße Dusche, welche die Lebensgeister wecken könnte, fällt oftmals flach, denn es gibt keinen Strom und somit auch kein warmes Wasser - falls es überhaupt fließendes Wasser gibt. Und doch ist da immer ein kleiner Lichtschein inmitten der Dunkelheit, auch wenn es nur der Strahl meiner Taschenlampe ist, mit dessen Hilfe ich mich durch die Küche navigiere.

In vier Tagen bin ich seit 16 Monaten in Kyjiw. Aus dem geplanten Jahr ist ein Aufenthalt mit offenem Ende geworden. Meinen Lagerraum in Deutschland habe ich inzwischen aufgelöst und bis auf zwei Kartons alles weggegeben. Meine Arbeit als Klassenlehrerin habe ich 2024 nach elf Jahren gekündigt. Es schien mir an der Zeit, mein kleines Gewicht in die Waagschale zu werfen, um der russischen Aggression etwas entgegenzusetzen. Und trotz aller Schwierigkeiten – der zweite Kriegswinter ist zehrender als der erste – habe ich es noch keine Sekunde bereut.

Wohltätigkeitsorganisation Ants Kitchen (Murashky) im Stadtteil Troyeshchyna in Kyjiw. Hier bin ich inzwischen zuhause. An sieben Tagen die Woche wird hier Freiwilligenarbeit geleistet. Es wird gewogen, geraspelt, gebacken, gewaschen, gepackt. Rund 35.000 Trockenrationen gehen jeden Monat von hier an die Front, an Positionen, in welchen Kochen unmöglich ist. Die Rationen sind leicht und robust und können daher auch per Drohne über Stellungen abgeworfen werden. Fast alles ist Handarbeit. Wir trocknen Kräuter, Gemüse und Obst in 14 Trockenöfen, backen Cracker und Lebkuchen als Brotersatz. Unser Menü umfasst darüber hinaus Müsli, diverse Suppen, Porridges, Pürees, Trockenfleisch (Jerkies) und Desserts aus Nüssen und Trockenfrüchten. Im Winter kommen Tees hinzu, sowie beispielsweise eine Zitronen-Ingwer-Honig Mischung. Die meisten Helfer sind Frauen. Manche gehen

einer regulären Arbeit nach, manche sind Rentnerinnen. Es wird gelacht und gescherzt, man tauscht sich darüber aus, wer wann Strom hat und wie man das Leben um die stundenlangen Stromabschaltungen herum organisiert. Manchmal brechen auch Trauer und Verzweiflung auf oder Heimweh nach dem Zuhause, das in den besetzten Gebieten liegt, und Tränen fließen. Dann wird für einen Moment der tiefe Schmerz der Menschen sichtbar, bevor er wieder schwindet. Jeder trägt sein Päckchen und arbeitet mit unbeirrter Entschlossenheit.
Die Menschen hier sind mir mit ihrer unbeschreiblichen Gastfreundschaft ans Herz gewachsen. Es hat sich herumgesprochen, dass ich kein Einkommen mehr habe und so wir d mir hier und da etwas zugesteckt, Kleidung, Gemüse aus dem Garten, gekochten ukrainischen Spezialitäten, obwohl die Menschen selbst nicht viel haben. Das anzunehmen, musste ich erst lernen. Das ist die Ukraine – herzlich und warm. Selbst nach schweren Angriffen summt es arbeitsam in der Küche. Wir leben noch, und das ist die Hauptsache. Alles andere stehen wir durch.

Es ist der erste Tag dieses Winters, an dem Schnee fällt in Kyjiw. Ich habe sogar für ein paar Stunden Strom, es ist warm und trocken in meiner Wohnung. Für westliche Ohren mag es seltsam klingen, aber ich bin all den Menschen unendlich dankbar, die bei Wind und Wetter den Himmel über unseren Köpfen schützen, die in Schnee und Matsch unter Einsatz ihres Lebens die Frontlinie halten und mir und uns das Leben hier in Kyjiw ermöglichen. Und ich ende so sprachlos, wie ich begonnen habe. Denn Worte sind manchmal einfach nicht stark genug.

MINKA MAIER

VOM HIMMEL HOCH

Durch den frischen Schnee sah die Stadt sauber und feierlich aus. Jan zog seine jüngere Schwester Lea am Ärmel durch die Straßen.

»Beeil dich, es fällt nicht nur Schnee vom Himmel!«
Aber Lea streckte die Zunge raus und versuchte, ein paar Schneeflocken damit zu fangen.
»Komm schon!«, sagte Jan etwas strenger, »die Großeltern werden sich schon Sorgen machen.«
Lea wollte das Wort »Sorgen« an diesem Tag aber nicht verstehen. ›Immer muss man sich beeilen‹, dachte sie, ›besonders wenn die nervigen Luftalarm-Sirenen heulen.‹
Jetzt war es aber sehr still, und aus der Konditorei Zimt & Sonders duftete es nach Lebkuchen und gebrannten Mandeln.
»Können wir nicht kurz da rein?", bettelte Lea. »Nur für ein klitzekleines bisschen?«
Jan schüttelte den Kopf.
»Nein, können wir nicht«, sagte Jan. »Erstens hat Großvater ›Geschwind‹ gesagt. Und zweitens habe ich keine Lust, unter einem Berg von Schokotorten begraben zu werden.«
Lea fand es zuerst lustig. Sie stellte sich vor, wie sie sich durch einen Berg von Torten hindurchessen müssten. Aber dann begann sie zu schluchzen.
»Ich will nicht sterben. Auch unter Torten nicht. Ich bin erst sechs.«
»Wir werden nicht sterben«, begann Jan seine Schwester zu beruhigen. »Weißt du noch, was der Großvater neulich gesagt hat?«
»Was denn?«, fragte Lea leise.
»Er sagte, dass unser Vater jetzt eine neue Arbeit bekommen werde.«
Lea starrte ihren Bruder an.
Jan zeigte mit dem Finger in den Himmel.
»Der Vater arbeitet jetzt als Engel«, sagte er ruhig.
Seit dem letzten Winter zweifelte er allerdings, ob er noch an Engel glauben sollte. Das sagte er Lea aber nicht. Ihm gefiel schon die Vorstellung, dass sein Vater jetzt im Himmel arbeitete. Wahrscheinlich schließt er den Himmel genau dann, wenn die Raketen fliegen, und er öffnet ihn wieder, wenn es schneit wie heute.
Jan lächelte zufrieden und suchte etwas in seiner Tasche.
»Hier«, sagte er zu Lea. »Ich habe noch Taschengeld und davon kannst du dir was kaufen.«
»Hurra! Du bist der Aller-Allerliebste!«, rief Lea begeistert. Die Angst verschwand ebenso plötzlich, wie sie gekommen war.
In ihrer Manteltasche betastete Lea eine warme Tüte mit Mandeln, und Jan legte vorsichtig ein Schoko-Eclair in die Einkaufstasche. Damit würde er den Großeltern sicher eine Freude machen. Die Mutter aß seit zwei Jahren schon keinen Zucker mehr, und es war schwierig, irgendwas zu finden, womit man sie erfreuen konnte.
Vor dem Blumenladen standen große Krüge und Eimer mit Tannenzweigen, Stechpalmen, Wachholder und fremd duftendem Eukalyptus. Und zwischen all dem Grün schimmerten silber-weiß schöne kleine Blumen.

»Schön!«, sagte Lea und ging näher, um die Blumen zu beschnuppern. Sie dufteten nicht und waren kalt. Der Schnee legte sich auf die Zweige, Töpfe, Pflastersteine, Stufen und Straßenlaternen. Alles war so schön, dass Lea der Atem wegblieb. Sie wollte am liebsten gar nicht atmen, um diese Schönheit nicht zu zerstören. Aber wie furchtbar erschrak sie, als der Luftalarm losheulte! Sie wollte rennen, stolperte, fiel auf den kalten Boden zwischen Tanne und Christrosen und bedeckte den Kopf mit den Händen. Aus der Starre riss sie die Stimme des Bruders, der versuchte, sie vom Boden zu heben.

»Lea, komm, wir müssen in den Keller!«

Aber Lea konnte sich weder rühren noch sprechen. Sie lag da wie ein kleines Vögelchen, das eine Gefahr spürt und mit den Flügeln um sich schlägt.

»Lea, Lea! Aufstehen!«, zerrte der Bruder sie an dem Ärmel. Sie wäre gern aufgestanden, aber ihre Füße wollten nicht. Ihr ganzer Leib wurde schwer und unbeweglich, als ob die kalte Eiskönigin von Narnia sie anhauchte. Jan hockte neben Lea und drückte sie fest an sich.

»Ist schon gut, bald ist es vorbei!«

Er schaute zum Himmel und sah dort das schreckliche Feuerwerk der Explosion. Lea drehte den Kopf hoch und flüsterte: »Unser Vater … unser Vater … im Himmel …«

Jan merkte, wie seine Augen brannten und seine Lippen zitterten.

»Er ist da«, flüsterte er, »… er wird kommen. Du wirst sehen.«

Der Junge schaute nochmal zum Himmel, obwohl es ihn eine große Überwindung kostete. Zwischen den Schneewolken glommen Sterne, und in der Ferne leuchtete es rot. Und da sah er ihn, seinen Vater. Er war nicht allein. Viele waren es. Wie die hellen leuchtenden Wolken, die vom Wind getrieben werden, sausten sie durch den Himmel. Sie spannten dünne silberne Fäden kreuz und quer über die Stadt. Es war wie ein Netz, nur dünner. Lea schaute auch hoch.

»Vater!«, rief sie erleichtert. »Er ist da!«

»Ja, er schließt den Himmel über uns«, sagte Jan erleichtert. Er war sich ziemlich sicher, was er da sah: Eine leuchtende Gestalt kam etwas näher, und Jan sah die ausgebreiteten silbernen Flügel, wie einen Mantel, direkt über den Kindern. Dann wurde es wieder still.

»Frohe Weihnachten!«, las Jan die leuchtende Schrift im Schaufenster einer Bäckerei, unterwegs nach Hause. Lea presste das Töpfchen Christrosen, das ihr die nette Verkäuferin vom Blumenladen geschenkt hatte.

Zu Hause stellte Lea die Christrosen und gebratenen Mandeln auf den Tisch. Später, wenn Mutter käme, würde sie ihr alles erzählen. Jan saß derweil still am Küchentisch und schaute durchs Fenster in den Himmel. Noch ein Weihnachten, das wir überleben, dachte er.

GESCHICHTE VON YAROSLAVA BLACK

Waldorfschule in Horodenka bekam Flöten aus Berlin

Leben der Gemeinde in Kyjiw

Christgeburtspiel in der Gemeinde Kyjiw

Tetiana Nechytailo Priesterin in Kyjiw

Spenden zur Unterstützung von Flüchtlingen und der humanitären Hilfe im Zusammenhang mit dem Krieg können bitte mit einem entsprechenden Hinweis im Verwendungszweck auf das Konto der Region West-Deutschland überwiesen werden:

Kontoinhaber: Die Christengemeinschaft
IBAN: DE96 3702 0500 0008 2597 00; BIC: BFSWDE33XXX; BLZ: 37020500
Oder:

Kontoinhaber: Die Christengemeinschaft in Deutschland (Foundation)
IBAN: DE16 8502 0500 0003 6204 00; BIC: BFSWDE33DER; BLZ: 85020500